

Daniel Kehlmann

**Wo ist
Carlos Montúfar?**

Über Bücher



PAPERBACK

GOTT BEGRÜSST SEINE OPFER ÜBER VOLTAIRE

«Ich war müde!» Mit diesem Satz beginnt Voltaires Memoirenfragment, der einzige Versuch dieses unermüdlichsten aller Schriftsteller, seine Verstrickungen in die Welt ohne Maske und fiktionalen Apparat zu schildern. «Ich war müde des müßigen und turbulenten Lebens in Paris, der vielen Stutzer, der schlechten Bücher, die mit Erlaubnis und Billigung des Königs gedruckt wurden, der Ränke der Literaten, der Niederträchtigkeiten und Erpressungen jener Elenden, die der Literatur Schande bereiten.» Überdrüssig also des Literaturbetriebs – und plötzlich vollzieht Voltaire einen seiner unvergleichlichen Umschläge ins Heitere –, «begegnete ich 1773 einer jungen Dame, die ungefähr so dachte wie ich».

Gemeinsam zogen die beiden – ein Paar, wie die Kulturgeschichte es nicht noch einmal sah – in die Idylle eines Landschlusses, führten Experimente durch und arbeiteten bis zu Emilie du Chatelets tragischem Tod daran, Europa vertraut zu machen mit Newtons neuer Physik, die der Hypothese Gottes nicht bedurfte. Voltaires Memoiren skizzieren noch einige Dutzend Seiten lang seinen Aufenthalt am preußischen Hof, um dann – nach einer Invektivenkanonade, von der Fried-

richs Ruf sich bis heute nicht erholt hat – lustlos abzubereiten. Er hatte keinen starken Antrieb, sein Leben zu schildern. Er war beschäftigt genug, es zu führen.

Doch dieser erste Satz, dieser Ausruf der Betriebsmüdigkeit eines Nimmermüden, umfaßt schon das ganze Paradox seines Lebens: die Spannung zwischen Lärm und Stille, zwischen Welt und Eremitentum, zwischen dem Zentrum, das er nicht bloß bewohnte, sondern vielmehr verkörperte, und dem abgelegenen Gärtchen, dem seine Sehnsucht galt.

Denn natürlich, er war ganz und gar nicht der Einsiedler, als der er sich gern stilisierte. Kein Mensch hat mehr als er in Gesellschaft gelebt, mehr Briefe geschrieben, mehr dafür getan, den Status des Schriftstellers von dem des verachteten Lohnschreibers in den eines mit Königen speisenden Aristokraten zu verwandeln – wenn er auch regelmäßig die Erfahrung machen mußte, daß ein falsches Wort reichte, um jene Könige plötzlich und ohne Vorwarnung zupacken zu lassen. Immer wieder wußte er die Verstrickungen, über die er so wortreich klagte, unschuldsvoll selbst herbeizuführen. Dieser Liebhaber der Stille war ein Meister im Lärmschlagen; wenn der in Frankfurt brüllte, so erklärte Friedrich seinen Geheimagenten, höre man es bis Petersburg. Er war kein Dissident, sondern eine eigenständige Macht, ein Staat für sich, der diplomatische und ökonomische Beziehungen zu den großen Häusern Europas pflegte; doch nie kam die Abstumpfung, die Ruhm und Reichtum normalerweise nach sich ziehen. Bis zum Ende seines Lebens brachte

der Jahrestag der Bartholomäusnacht ihm nervöses Fieber; das psychologisch Einzigartige an ihm war, daß Distanz, räumliche wie zeitliche, sein Mitleid und seine Empörung nicht dämpften. Allerdings, er zog sich vom literarisch-politischen Getümmel in seine Gärten in Genf, Lausanne und Ferney zurück. Aber dort, eingeschlossen und beschützt vom selbst erspekulierten Reichtum, versetzte ihn jedes Unrecht, jeder Justizmord, jede Naturkatastrophe irgendwo weit draußen in fassungsloses Entsetzen. Diesem eitlen, machtbewußten, aggressiven und nun wirklich nicht gutmütigen Menschen war es schlicht und einfach unmöglich, selbstzufrieden und glücklich zu sein, wenn anderswo Schreckliches geschah. Vor allem daher rührt seine Verachtung für Leute wie Pangloss und deren unendliche Kapazität, fremdes Leiden hinzunehmen.

Es ist schon oft gesagt worden, zuallererst von David Hume, daß *Candide* erst in zweiter Linie eine Satire auf Leibniz, die Theodizee und die Rechtfertigung der Vorsehung ist, in erster Linie aber eine Satire auf diese Vorsehung selbst, auf Gottes mißratene Schöpfung. Die Methode, die Voltaire in diesem Buch vorführt, ist sein bleibender Beitrag zur Philosophie: die Konfrontation eines unangreifbaren Systems mit jener Wirklichkeit, auf deren Leugnung es gründet. Lange vor Popper erkannte Voltaire den Unterschied zwischen Unwiderlegbarkeit und Richtigkeit, lange vor Kierkegaard zeigte er, daß man das logisch geschlossene Gebilde nicht bekämpft, indem man sich mit ihm auf Diskussionen einläßt, sondern indem man es mit der

Absurdität der Existenz konfrontiert. Zwar kann Pangloss, der ja selbst nicht mehr ist als ein gutherziger armer Schlucker, jedes Ereignis schönreden, aber das slapstickhafte Grauen, das ihm und Candide ununterbrochen zustößt, zerstört unseren Glauben an seine Beweisketten, wie wohlgefügt sie auch sein mögen, läßt den sorgsam einstudierten Ton des Optimismus an der Wirklichkeit brechen – die genialste und am vielseitigsten anwendbare Technik, die je zur Destruktion eines Jargons erfunden wurde. «Zuerst ließen die Kanonen nahezu sechstausend Mann auf jeder Seite umkippen, dann schaffte das Musketenfeuer so ungefähr neun- bis zehntausend Schelme von der besten aller Welten weg, deren Oberfläche sie ohnehin verpesteten. Das Bajonett wurde überdies zum zureichenden Grund für den Tod einiger tausend Mann.»

Dieses Lachen ist nie ohne Pathos. Die geheimen Widersacher des Romans, welche von all seinen kriegesischen Diskutantenfiguren nur vertreten werden, sind letztlich die Vorsehung auf der einen Seite und das Beben von Lissabon im Jahr 1755 auf der anderen, die Auslöschung von dreißigtausend Menschen, die ihre Häuser zufällig auf einer Erdfalte gebaut hatten. Wo solches geschah, fand Voltaire, war eine Rechtfertigung Gottes, ein Vertrauen auf die letzte Obrigkeit nicht bloß schwierig, es war unanständig geworden. Lissabon, schreibt Susan Neiman in ihrer Studie über den Begriff des Bösen, das war gewissermaßen das Auschwitz des achtzehnten Jahrhunderts. Eine knappe Chiffre also für die Erkenntnis, daß die Welt gescheitert war.

Ein Gedanke, der melancholisch stimmt. Inzwischen haben wir so viel von Menschen erzeugten Schrecken erlebt, daß wir über den natürlichen beinahe erleichtert sind. Warum sonst wohl einerseits das fast vollständige Ignorieren des Massakers in Ruanda und andererseits das allgemeine, wenn auch kurzlebige Entsetzen bei der großen Welle vom 26. Dezember 2004? Wie sehr die Welt sich geändert hat seit jenen geruhsameren Tagen, als man wirklich meinen konnte, alles sei gut eingerichtet vom großen Uhrmacher, läßt sich allerdings am vollkommenen Ausbleiben religiöser Erschütterung anlässlich dieses jüngsten göttlichen Atomschlags erkennen. Bloß Monate später ließ der Papsttod eine Woge religiöser Begeisterung rund um den Globus rasen, von Fernseher zu Fernseher, schnell und heftig, als wäre die Welt in Ordnung und Gott ein gütiger alter Herr, als hätte es die andere Welle kurz zuvor nicht gegeben. In einer wunderbaren Szene in der voltairischsten Satire unserer Zeit, den *Simpsons*, wird die halbe Stadt Springfield von einem Wirbelsturm zerstört. Menschen werden davongeweht, Häuser stürzen ein, mit süßlicher Musik wird ausgeblendet, dann sehen wir die Kirche, ganz geblieben, unmittelbar nach dem Unwetter. Auf einem Schild neben der Pforte steht: *God welcomes his victims*.

Das hätte Voltaire gefallen, und man hätte diese *Simpsons*-Folge Ende Dezember vielleicht eher auf allen Fernsehsendern bringen sollen als die Ansprachen all der Prediger, Psychologen und Berufsbeschwichtiger, die nach dem sekundenschnellen Tod von zweihunderttausend nichts Eiligeres zu sagen hatten, als daß

man sich jetzt nicht empören dürfe. Und allenthalben verbot die Pietät jene Frage, die Voltaire sofort gestellt hätte, nämlich: Aber warum nicht? So niedrig und elend, erwiderte er Pascal im letzten der *Lettres philosophiques*, sei der Mensch doch eigentlich gar nicht, so furchtbar müsse sein Los nicht sein, er habe das Leiden nicht verdient! Seine seltsam gute Laune in so vielen Kämpfen wurzelte in seiner Überzeugung, daß das Leben lebbar sei und das Schreckliche, das einem zustieß, nie Grund genug, auf einen Nachmittag im Garten, ein Gespräch mit Freunden, die Liebe und vor allem die Freuden der Arbeit zu verzichten. Wie ungeheuer viel er arbeitete, wie gerne und wie leicht! Aber er lebte vor der Romantik, er mußte kein Genie sein, er hatte nicht die Pflicht, so zu tun, als fiele ihm das Spiel mit Worten schwer. Das Dasein, so entschied er früh und hielt sich daran, sollte nicht düster sein – nicht das seine, nicht das der anderen. Daher auch seine berühmten drei Formeln: Wenn Gott gut sei und es gebe das Übel, dann sei Er nicht allmächtig. Gebe es das Übel und Er sei allmächtig, dann sei Er nicht gut. Wenn Er aber allmächtig und gut sei, wieso gebe es das Übel?

Überlegungen, die sehr fremd klingen im heutigen Europa. Natürlich, das ist ein säkularer Kontinent, und daß er es ist, verdanken wir niemandem mehr als ihm. Aber die immer wieder ausbrechende, oft ins Schrille geratende Hysterie seiner späten Jahre, jene den Fanatismus streifende Entschlossenheit des alten Mannes, nun endlich Ernst zu machen mit *ecraser l'infâme*, sie hatte wohl vor allem mit seiner Überzeugung zu tun,

daß gewonnene Freiheit wieder verlorengehen kann. Auch das Vertrauen in die Geschichte ist eine Variante des Panglosstums. Natürlich meinen wir nicht mehr, daß alles gut ist; aber wir glauben immer noch gerne, daß alles gut wird. Doktor Pangloss, dieser große Rechtfertiger des Bestehenden, verspricht jetzt, daß wir die Errungenschaften der Aufklärung zuverlässig und für immer besitzen. Es werde Rückschläge geben, lehrt er, aber eine Zukunft, in der Religionen die Menschen wieder fest im Griff hätten – hier etwa eine katholische Orthodoxie, unter deren Einfluß Leute, die nicht zur Messe gehen, keine Anstellung finden, dort ein protestantischer Fundamentalismus, in dem ein atheistischer Politiker nicht gewählt werden kann, und daneben ein Islam, der vielleicht eben noch liberal genug ist, zu gestatten, daß Frauen alleine auf die Straße gehen, tagsüber, mit geziemender Bedeckung –, so etwas würden wir gewiß nicht mehr sehen! Voltaire jedoch hätte Zweifel an solcher Zukunftsgewißheit. Ein Tschador, würde er antworten, ist Ausdruck alter Kultur, er ist aber auch Ausdruck religiöser Unterdrückung. Der Papst ist vielleicht ein gütiger Vater, er ist aber auch Machthaber, und könnte er es, er würde dich ins tiefste Verlies stecken, wenn du ihm widersprichst. Vor einer Führungsriege der Vereinigten Staaten, deren Entscheidungsträger ihre Politik direkt von Gott diktiert bekommen, hätte wohl selbst diesem eloquentesten aller Polemiker die Sprache versagt. Und angesichts des Gemeinplatzes, daß fremder Glaube immer zu respektieren und nie zu verspotten sei, hätte er fassungslos ausgerufen, so weit komme es noch.

Denn über Glauben muß gelacht werden können. So mancher, der Respekt fordert, meint eigentlich Macht. Hat eine Religion auch nur die geringste Macht erlangt, auch nur den allermindesten gesellschaftlichen Einfluß, so hat sie jedes Recht auf pietätvolle Schonung verwirkt. Seit Pascal und Kierkegaard wissen wir, daß es zum Los des Gläubigen gehört, das Lachen anderer zu ertragen – und kann er es partout nicht, so hat der Staat eben nicht den Gläubigen vor dem Lachen zu schützen, sondern den Lachenden vor dem Zorn des Gläubigen. Die Idee vom inhärenten Wert jeder religiösen Überzeugung, welcher Art immer, ist, ebenso wie jene der grundsätzlichen Gleichwertigkeit aller Kulturen und Traditionen, eben keine aufklärerische, sondern eine romantische; und unsere Streitigkeiten um verschleierte Lehrerinnen und Kruzifixe in Schulzimmern sind nur die Fortsetzung der unendlichen Diskussion zwischen den Gegenspielern Voltaire und Rousseau. Doch wir wissen sehr gut: In Deutschland ist man immer schon lieber diesem gefolgt als jenem.

Und es ist ja alles richtig: Er war spirituell unmusikalisch. Er träumte nie. Die Welt Goethes und Kants hätte sich ihm nicht erschlossen, geschweige denn jene Hölderlins. *Candide* ist ein flaches Buch, es ist nicht tief, es ist nicht reich, es ist nur witzig, verzweifelt und wahr. Die tiefe Schönheit von Mittelalter und Gebet, all die Argumente von Herder, Novalis und Tieck hätte er nicht verstanden. Er war blind fürs Metaphysische, und er liebte es tatsächlich, wie Schillers prunkvolle Verse ihm vorwerfen, das Strahlende

zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Er hatte keinen Respekt vor der Frömmigkeit anderer, er konnte Geschichtspläne nicht begreifen, jeder höhere Zweck, der das Leiden auch nur eines Einzelnen notwendig machte, blieb ihm schleierhaft. Seine gesellschaftliche Utopie, das war bloß ein Garten für Momente der Müdigkeit, einer für ihn selbst und einer für jeden anderen, fest eingezäunt, unerreichbar für Gott und Obrigkeit, um darin Blumen zu züchten, Bücher zu schreiben und zu denken, was immer einem einfiel. Eine beschränkte Weltsicht, sehr einseitig, fürwahr. Fern und fremd schon, kaum mehr zu verstehen. Hätte sie sich durchgesetzt, um welche große Ideen wäre die Welt ärmer! Und um wie viele Katastrophen.

DIE CHRONIK DER HEUCHELEI

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ

Wir können den Eindruck, den das Phänomen Napoleon auf eine ganze Generation ehrgeiziger junger Männer machte, kaum noch nachvollziehen. Ein Mann aus dem Nichts, mittellos, ohne sozialen Rang, war allein durch seine skrupellose Entschlossenheit, seine Begabung und seine beispiellose Fortune an die Spitze eines Staates gelangt, hatte Europa erobert und sich zum Kaiser gekrönt. Für kurze Zeit waren die Strukturen durchlässig: Um in Napoleons Frankreich aufzusteigen, zählte nicht mehr Herkunft, sondern Begabung. Dann stürzte der Kaiser, und eine fragile Gesellschaft der Restauration entstand, bestimmt von Frömmerei, Korruption, Repression und von den Idealen der Revolution ebensoweit entfernt wie vom Ständestaat des Ancien régime. Dieser Übergangszeit verdanken wir einen der bedeutendsten Romane des neunzehnten Jahrhunderts, geschrieben von einem Glücksritter und Abenteurer, wie die Literaturgeschichte ihn vielleicht nur in einem einzigen Moment hervorbringen konnte.

Henri-Marie Beyle wurde 1783 als Kind eines Anwaltes in Grenoble geboren, hatte eine unruhige und wenig erfreuliche Jugend, trat 1800 in den Militärdienst

ein, führte ein Bohemeleben in Paris, scheiterte mit allerlei Projekten ökonomischer und künstlerischer Art und schloß sich 1806 dem politischen Gefolge Napoleons an, der ihm Ämter und Würden verlieh und ihn in den diplomatischen Dienst aufnahm. Er verkehrte in der mondänen Gesellschaft des Empire, hatte ein paar höchst romanhafte Affären, nahm am Rußlandfeldzug teil und erlebte die Niederlage der Grande Armée. Dann, im neuen Frankreich der Bourbonen, konnte er nicht mehr heimisch werden: Mal mit mehr, mal mit weniger Geld lebte er in Deutschland und Italien und veröffentlichte erfolglose Bücher unter dem Pseudonym Stendhal. Seine Hoffnungen zerschlugen sich immer wieder; als sich das völlige Scheitern seiner schriftstellerischen Ambitionen zeichnete und sein Roman *Rot und Schwarz* 1830 ohne Echo blieb, machte er die berühmte Voraussage, man werde ihn um 1880 zu lesen beginnen, und ab 1930 werde er weltberühmt sein. Genau so sollte es sich, fast aufs Jahr, erfüllen. Er machte große Reisen, schrieb 1838 in weniger als zwei Monaten *Die Karthause von Parma*, erlitt in Rom einen Schlaganfall und starb 1842 in Paris. Auf seinen Grabstein wurde nach seinem Wunsch *Arrigo Beyle, Milanese, Visse, Scrisse, Amò* graviert. «Er hatte einen Reichtum von Erfahrungen gewonnen», schrieb Somerset Maugham, «wie er nur wenigen Romanciers vergönnt war. In einer Zeit großer Veränderungen verschlug es ihn unter Menschen aller Arten und Klassen, wodurch er eine Kenntnis der menschlichen Natur erwerben konnte, so vollständig, wie es seine eigene Begrenztheit erlaubte.»

Rot und Schwarz, basierend auf einem realen Kriminalfall, ist die Geschichte des jungen Julien Sorel, Sohn eines Mühlenbesitzers in der Provinz, glühender Verehrer Napoleons, entschlossen, um jeden Preis Ansehen und Reichtum zu erwerben. Zwanzig Jahre früher hätte sein brennender Ehrgeiz ihn zum Militär gebracht; nun aber, in der Epoche der Restauration, muß er zur Kirche. Indem er die Bibel auswendig lernt und die Gemeindegeldleistungen mit seinen Gedächtniskünsten beeindruckt, erlangt er die Hauslehrerstelle beim Bürgermeister Rênal. In seiner Eitelkeit hält er es für nötig, mit dessen Frau eine Affäre anzufangen: Jeden Schritt plant er mit militärischer Akkuratess, bis sie tatsächlich seine Geliebte wird. Um einen Skandal zu vermeiden, schicken seine geistlichen Vorgesetzten ihn aufs Priesterseminar, in ein atemberaubendes Klima der Heuchelei und frömmelnden Lüge. Ohne Häme oder satirischen Impetus, mit jener eisigen psychologischen Klarsicht, welche ihm nicht zufällig die Bewunderung Nietzsches eintragen sollte, schildert Stendhal ein Milieu, in welchem selbst der zynische Karrierist Julien wie ein Idealist aussieht: «Nach mehreren Monaten unermüdlicher Beflissenheit sah man Julien immer noch an, daß er dachte. Seine Art, die Augen zu bewegen und den Mund zu formen, ließen nicht den impliziten Glauben erkennen, der bereit ist, alles zu glauben und alles zu bezeugen, sogar durch das Martyrium. Voll Zorn sah Julien, daß er in diesem Genre von den größten Bauern übertroffen wurde.»

Durch sein Geschick und einige – nicht immer völ-

lig glaubhafte – Zufälle kann Julien diesen Ort des Schreckens verlassen und wird vom Marquis de La Mole, einem aus dem Exil zurückgekehrten Grand-seigneur des Ancien régime, als Sekretär engagiert. Entschlossen, nicht noch einmal seinen Aufstieg zu gefährden, verhält er sich gegenüber Mathilde, der schönen Tochter des Marquis, mehr als abweisend – was ihn in den Augen dieses verwöhnten, von allen Männern umschwärmten Luxusgeschöpfes prompt interessant macht. Sie verführt ihn, die Wechselfälle ihrer Affäre gehören zu den Glanzstücken literarischer Enthüllungspsychologie. Keiner der beiden liebt den anderen; Mathilde ist für Julien eine Möglichkeit des gesellschaftlichen Aufstiegs, Julien für Mathilde ein neuer Danton aus der Unterschicht und ein Abenteuer, das genau so lange reizvoll bleibt, wie sie sich von ihm verachtet glaubt. Mathilde wird schwanger und ringt ihrem Vater die Erlaubnis zur Eheschließung ab. Julien wird zum Offizier gemacht und in den niederen Adel erhoben, endlich scheint alles zu gelingen. Doch unmittelbar vor der Hochzeit verrät Madame de Rênal in einem Brief an den Marquis die Wahrheit über Juliens Ambitionen. Außer sich vor Zorn schießt Julien in der Kirche auf seine ehemalige Geliebte, wird verhaftet und zum Tod verurteilt. Während er auf die Hinrichtung wartet, entsteht zum ersten Mal echte Zuneigung zwischen ihm und Madame de Rênal. Seine Verlobte, die ihn voll morbider Faszination zum Schafott begleitet, ist ihm nur noch lästig.

Man weiß nicht, was man an der Neuauflage mehr bewundern soll: Elisabeth Edls kenntnisreichen Kom-

mentarteil oder ihre Übersetzung, welche sich der naheliegenden Versuchung verweigert, Stendhals sperrige Flüchtigkeiten zu glätten. Stendhal ist das Gegenteil eines Stilisten: Brillant geschriebene Passagen wechseln mit schleppenden ab, Inkonssequenzen tauchen auf, vor denen sogar der Kommentar kapituliert, und gegen Ende hatte der Autor es sichtlich eilig, das Unterfangen abzuschließen, verzichtete auf Kapitelüberschriften und legte sich die entwaffnende Gewohnheit zu, Beschreibungen und Dialoge nach ein paar Zeilen mit Abkürzungszeichen abubrechen. All dies ist – und nur hierin möchte man Edl widersprechen – kein Zeichen für Stendhals Modernität, sondern eine Eigenschaft, die er mit den großen vormodernen Schnellschreibern des neunzehnten Jahrhunderts teilt, denen Makellosigkeit noch kein Stilideal war und die kein Problem darin sahen, dem Leser zu signalisieren, daß sie Wichtigeres zu vollbringen hatten als perfekte Prosa – mit Dickens also, mit Zola und vor allem mit Fjodor Michailovitsch Dostojewskij, dem Autor des anderen großen Romans über einen vom Bonapartismus geprägten Amoralisten.

Eine Läuterung und christliche Gegenutopie aber, wie sie sich für Raskolnikow abzeichnet, gibt es bei Stendhal nicht, der Zynismus seiner Figuren wird durch keine Katharsis aufgehoben. Sein Unterfangen ist schlechthin einzigartig und mit solch soziologischer Stringenz nur einmal unternommen worden: *Sine ira et studio*, ohne zu verurteilen oder anzuklagen, mit keinem Ziel als dem, sich nicht täuschen zu lassen, das Bild einer Gesellschaft zu zeichnen, deren Ver-

logenheit vollkommen ist. In dieser Welt gibt es Authentizität weder sich selbst noch anderen gegenüber; Ehrlichkeit ist nur die raffinierteste Verkleidung der Lüge, Aufsässigkeit die täuschendste Maske des Opportunismus. Nach dieser Lektüre ist man für längere Zeit von Leichtgläubigkeit geheilt. Wirklich nicht das schlechteste Resultat großer Romankunst.